

Andrea Lydia Stenzel

## Wechselbalg

Wenn ich Durst habe, gehe ich zu den Wölfen, die mich säugen, bis mein Durst gestillt ist. Wenn ich Hunger habe, füttern mich die Raben. Von den Wölfen lerne ich heulen, von den Raben krächzen. Wenn ich heule oder krächze, kommen die wilden Tiere aus dem Wald bis an den Zaun unseres Gartens. Meine Mutter stößt die Wiege mit dem Fuß an, damit ich still bin, aber ich schreie, bis ich die schwarzen Federn der Raben sehen und die Wölfe riechen kann.

Seht nur, wie gelb die Augen unserer Schwester sind, sagen meine Brüder und schlagen nach mir, sie sieht aus wie ein Wolfskind.

Meine Mutter schüttelt den Kopf. Eure Schwester hat blaue Augen, sagt sie, blau wie das Meer. Aber sobald meine Brüder fort sind, weckt sie mich, um zu sehen, ob meine Augen sich unterdessen nicht doch in Wolfsaugen verwandelt haben. Die Raben haben mir eine Feder in die Wiege geworfen, die Wölfe ein Bündel Haare aus ihrem Fell. Aus den Federn wachsen mir Flügel, aus den Haaren ein Wolfspelz.

Seht euch unsere Schwester an, wie hässlich sie ist, sagen meine Brüder und schlagen nach mir. Ihr wächst ein Pelz auf der Haut und aus ihren Schultern kommen Flügel.

Meine Mutter nimmt die Federn und Haare und wirft sie ins Feuer, wo sie knisternd verbrennen.

Das nächste Mal bin ich schlauer. Ich vergrabe die Federn und Haare am Rand des Waldes, wo niemand außer mir sie finden kann. Rufen mich die Raben, binde ich mir die Federn um und fliege mit ihnen durch die Nacht. Heulen die Wölfe, werfe ich mir die Haare über und jage mit ihnen zusammen durch den Wald.

Wenn ich zurückkomme, bin ich hungrig und schreie nach der Milch meiner Mutter. Sie reicht mir die Brust, damit ich still bin.

Seht euch an, wie gierig unsere Schwester trinkt, murren meine Brüder und treten nach mir. Ich sauge mich fest an den Brüsten meiner Mutter, weil ich noch immer nicht satt bin. Sie gibt mir einen Klaps auf den Hintern.

Nun ist es aber genug, sagt sie.

Dies ist kein gewöhnliches Kind, sagen meine Brüder, es ist mit dem Wilden und Dumpfen im Bund.

Meine Mutter schüttelt den Kopf, aber ich kann sehen, dass sie mich von Tag zu Tag argwöhnischer betrachtet. Ihre Brust ist wund, weil ich so viel trinke. Sie magert ab, während ich wachse.

Eine Nachbarin, die zu Besuch kommt, sagt, wenn es so viel schreit und trinkt, ist es ein Wechselbalg, schlag es tot.

Es ist ein ganz normales Baby, sagt meine Mutter, es hat Hunger, darum will es trinken. Es will sich bemerkbar machen, darum schreit es.

Ihm wächst ein Fell, sagt die Nachbarin.

Und Flügel, ergänzen meine Brüder.

Meine Mutter schweigt, aber ich kann sehen, dass sie sich fragt, ob ich vielleicht doch ein Kind bin, das man ihr untergeschoben hat, während ihr echtes sich irgendwo in der Fremde die Augen nach ihr ausweint.

In den nächsten Wochen dehnen und strecken sich meine Glieder, und schon bald ist mir die Wiege zu klein. Ich wachse so schnell, dass man zugucken kann. Mein goldenes Haar reicht bis zum Boden.

Wirf das wilde Ding ins Feuer, sagt die Nachbarin zu meiner Mutter, dann wirst du schon sehen, was es in Wahrheit ist.

Ich werfe niemanden ins Feuer, sagt meine Mutter, nicht mal einen Wechselbalg.

Die Wölfe heulen nach mir, die Raben krächzen. Nachts finden mich meine Brüder immer öfter am Gartenzaun sitzen. In meinem Haar hängen Blätter, unter den Nägeln habe ich Dreck, in meinem Mundwinkel sitzt ein Tropfen Blut, denn ich habe mit den Wölfen gejagt.

Seht euch unsere Schwester an, sie stinkt nach Aas, sagen sie und stoßen nach mir. Meine Mutter wischt mir das Blut aus dem Mundwinkel, sie wäscht meine Hände und bürstet meine Haare, bis sie den Wald aus mir herausgebürstet hat und ich wieder nach Mensch rieche.

In der nächsten Zeit muss ich aufpassen, wenn ich die Federn und Haare ausgraben will, um mit den Raben zu fliegen oder den Wölfen zu jagen, denn meine Brüder folgen mir, sooft ich das Haus auch nur verlasse. Wenn sie mich erwischen, halten sie mich an meinem goldenen Haar fest und lassen nicht los.

Wo willst du hin, fragen sie.

Jemand hat mich gerufen, sage ich.

Wir haben dich gerufen, sagen sie und pressen ihre schwitzenden Körper gegen meinen. Da schlage ich ihnen mit der Pfote ins Gesicht oder hacke mit dem Schnabel nach ihren Augen, bis sie mich gehen lassen.

Seht euch an, was unsere Schwester uns angetan hat, jammern sie und zeigen ihre Wunden.

Ist das wahr, fragt meine Mutter.

Ich schweige.

Inzwischen ist mein goldenes Haar so lang geworden, dass ich mich darin einhüllen kann wie in ein Gewand. Die Frauen betrachten mich argwöhnisch, die Männer werfen mir lüsterne Blicke zu.

Seht euch an, was für eine Hexe unsere Schwester ist, sagen meine Brüder und schieben mich ihren Freunden zu. Unter ihren Achseln sprießen Flügel, flüstern sie, zwischen ihren Beinen wuchert Wolfshaar.

Sie ziehen mir die Bluse aus, damit ihre Freunde sehen können, dass mir Flügel unter den Achseln wachsen, dann reißen sie mir die Beine auseinander, damit mein Wolfshaar sichtbar wird.

Die Freunde betasten meinen Busen, sie greifen mir zwischen die Beine. Sie sieht aus wie jede Frau, sagen sie und wenden sich ab.

Weil meine Mutter noch immer zögert, wollen meine Brüder mich ins Feuer werfen.

Flieg davon, wenn du kannst, schreien sie, oder heul. Vielleicht kommen dir die Wölfe zu Hilfe.

Ehe sie mich zu fassen kriegen, kommen schon die Raben und hacken ihnen die Hände blutig, und hinter den Raben blecken die Wölfe die Zähne.

Da laufen meine Brüder schreiend davon.

Als sie mit ihren zerhackten Händen zu meiner Mutter kommen, gibt auch sie mich endgültig auf.

Macht mit ihr, was ihr wollt, sagt sie. Nur werft sie nicht ins Feuer.

Sie passen mich ab, als ich mich auf den Weg begeben, um meine Federn und mein Fell auszugraben. Ehe ich den Ort erreicht habe, springen sie aus ihrem Versteck hervor. Sie nehmen mich mit und werfen mich in ein dunkles Loch. Darüber legen sie einen Stein, damit ich nicht raus kann.

Hier sollst du bleiben, bis du grün und schwarz wirst, sagen sie und verschwinden.

Ehe mir die Luft ausgeht, graben mich die Wölfe aus. Auf den Flügeln der Raben kehre ich nach Hause zurück. Meine goldenen Haare sind in der Gefangenschaft rabenschwarz geworden.

Das ist nicht mein Kind, sagt meine Mutter. Mein Kind liegt irgendwo und weint sich die Augen nach mir aus. Es schreit nicht mit den Raben und heult nicht mit den Wölfen. Es hat goldenes Haar.

Ich weiß jetzt, dass ich hier nicht bleiben kann. Ich will meine Federn und mein Fell holen und zu den Raben oder den Wölfen gehen. Ich warte, bis es Nacht ist, damit niemand mich sieht, aber meine Brüder lauern mir im Dunkeln auf. Sie binden meine Hände und werfen mich in den See. Die Nacht ist kalt. Es wird frieren. Meine Brüder warten stumm am Ufer, bis der See eine Haut bekommen hat.

Seht euch unsere Schwester an, höhnen sie, als sie sehen, wie ich vergeblich versuche, ins Freie zu kommen. Jetzt liegt sie für immer am Grund des Sees.

Als sie fortgezogen sind, kommen die Raben und stoßen ihre Schnäbel ins Eis. Es kommen die Wölfe und schlagen mit ihren Ruten gegen die Haut des Sees, bis sie platzt. Als ich frei bin, schwimme ich ans Ufer und gehe vor Kälte schlotternd zurück ins Haus meiner Mutter. Sobald meine Brüder mich an ihrem Bett sitzen sehen, fallen sie vor Schreck tot um.

Seit ich im Wasser war, lege ich die Federn und das Fell nicht mehr ab. In der Nacht kommt die Nachbarin ins Haus. Vor den Augen meiner Mutter überwältigt sie mich und bringt mich fort, ich weiß nicht, wohin. Ich kann mich nicht rühren, weil sie mich in einen Käfig eingesperrt hat. Vom Warten wächst mir ein Pelz und ich werde zum Wolf. Meine Zähne zerbeißen die Stäbe des Käfigs, so dass ich fliehen kann. Ich renne auf meinen vier Pfoten in den Wald. Dort lege ich mein Fell ab und binde mir Federn um. Mit ihnen fliege ich zum Haus meiner Mutter. Sie sitzt zu Stein erstarrt in ihrem Sessel, sie isst nicht und trinkt nicht. Sie weint sich die Augen aus nach der, von der sie denkt, es sei eine andere als ich. Als sie einschläft, besuche ich sie in ihrem Schlaf.

Ich bin bei dir, sage ich, du musst dir nicht mehr die Augen nach mir ausweinen.

Sie streichelt und küsst mich, aber sobald sie aufwacht und mich an ihrem Bett sitzen sieht, schlägt sie nach mir.

Verschwinde, du Ungeheuer, sagt sie.

Da nehme ich die Federn und fliege mit den Raben davon, aber in der Nacht komme ich zurück.

Meine Mutter küsst und streichelt mich wieder. Sie hat alles vergessen, sie sagt: bleib doch, bitte.

Ihr Kummer ist so groß, dass sie zuletzt vor Kummer verkümmert und stirbt. Ich streue Blumen auf ihr Grab, dazu ein paar Federn und ein Stück Fell. Vielleicht können wir jetzt zusammen fliegen oder jagen, denke ich, aber sie rührt beides nicht an. Sie glaubt noch immer, ihr Kind sei irgendwo in der Fremde, wo es sich die Augen nach ihr ausweint. Meine Tränen sieht sie nicht. Wenn ich an ihrem Grab sitze und weine, sagt sie, sieh da, es regnet auf meine toten Knochen.

Da ich jetzt weder Brüder noch eine Mutter habe, könnte ich zu den Raben gehen oder zu den Wölfen, aber ich kann mich nicht entscheiden zwischen Feder und Fell.

Am Ende wähle ich die Feder, da kann ich über dem Haus und dem Grab kreisen, aber ich will auch das Fell nicht aufgeben, weil ich mich ohne Pelz nackt fühle, und so ziehe ich beides an. Ich werde ein gefiederter Wolf oder ein gepelztes Federvieh, je nachdem.

Da kommen meine Brüder aus ihrem Versteck hervor, sie stupsen mich und sagen: Seht euch unsere Schwester an, wie lächerlich sie aussieht in ihrem Karnevalskostüm. Sie lachen, bis ihnen die Tränen kommen.

Seid ihr denn nicht tot, frage ich erstaunt.

Dummerchen, sagen sie, wir haben doch nur gespielt.